



Gesine Mantel

Dipl.-Biol. (mit Nebenfach Psychologie), seit 15 Jahren freiberufliche Verhaltenstherapeutin für Hunde.

Lehrgang: Systematik und Soziobiologie des Hundes (Verhaltenstherapie; Kurs: Die Kunst einen Hund zu führen in Laub)

Schottenanger 6
97082 Würzburg
Tel. 0931 8097775
www.hundetherapie-mantel.de

Die „Garnitur“ an Geborgenheitsreizen

Es scheinen jene Menschen auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen, die optimistischer Natur sind, zuversichtlich, die, das Gute annehmend, vertrauensvoll ins Leben blicken und damit aus der Fülle zu schöpfen vermögen. Sie können sich recht gut anheimgeben und sagen eher ja als nein. Wenn dies nicht besonderen Entwicklungsleistungen geschuldet ist, stimmt für diese Menschen auch, dass sie in früher Kindheit Urvertrauen entwickeln konnten oder irgendwie mitgebracht zu haben scheinen. Es leuchtet auch unmittelbar ein: Wer bereits viel Urvertrauen als Kind empfand, steht als Erwachsener stabiler im Leben. Das gilt auch für höher entwickelte Tiere. Auch für sie ist Urvertrauen sehr wichtig. In der Kindheit gewonnene Sicherheit trägt durch das gesamte Leben und entscheidet darüber, wie man mit Unbill fertig wird.

Aus diesem Grund interessieren sich Wissenschaftler seit geraumer Zeit dafür, wie Hunde dieses Urvertrauen entwickeln und von welchen Faktoren ein wünschenswerter Verlauf abhängt. Wenn vom „Maintenance Set“ gesprochen wird, ist damit so etwas wie eine „Garnitur an Geborgenheitsreizen“ gemeint. Man könnte auch von einem „Fundus“ an „Geborgenheitsvermittlern“ sprechen, aus dem die Tiere schöpfen können, wenn sie sich innerlich stabilisieren müssen. So vermitteln in den ersten beiden Lebenswochen die Mutter, Geschwister und z.B. die Wurfkiste den Welpen Geborgenheit. Da die Kleinen bereits zu einfachen Assoziationen in der Lage sind, wenn sie berührt werden, etwas schmecken oder riechen, entstehen hier erste Gelegenheiten, Geborgenheit zu erfahren und sich zu einzuprägen, was sie auslöst. Menschenduft, der auf das Muttergesäuge aufgetragen wird, führt bspw. dazu, dass die

Welpen später im Alter von fünf bis sieben Wochen bevorzugt Menschen erkunden. Der Pheromonstoff DAP (Dog Appeasing Pheromone), den säugende Hündinnen im Zitzenbereich absondern, wird als künstlich hergestelltes Substrat zur Entspannung und Beruhigung von Hunden in Stresssituationen eingesetzt. Diese Erkenntnisse zeigen, wie groß bereits der Einfluss nachgeburtlicher Erfahrungen auf die Verhaltensentwicklung von Hunden ist.

Im zweiten Stadium der sogenannten sensiblen Phase, wenn die Welpen zwischen drei und fünf Wochen alt sind, sorgt ihre Neugierde dafür, dass sich die Hunde weitere Geborgenheitsreize aneignen. Ihr Gehirn speichert dazu Abbilder der Umgebung. In dieser Phase beginnen sie, ihr Verhalten auf das Umfeld und darin vorhandene Reize abzustimmen, weshalb es wünschenswert ist, dass Züchter dem Nachwuchs viel Neues in der bekannten Umgebung anbieten. Da die Jungtiere aufgrund ihrer Hormonlage entspannt und positiv eingestellt sind, fällt es ihnen leicht, Neues (z.B. Gegenstände oder andere Menschen, Tiere) kennenzulernen, ohne dass dies beunruhigend wäre. Ihr emotionales Gleichgewicht wird durch den parasympathischen Einfluss stabil gehalten.

Dies beginnt sich ab der fünften Woche zu ändern. Die Welpen treten nun in das dritte Stadium der sensiblen Phase ein, in der der natürliche Entspannungszustand abklingt und die Kleinen zunehmend unter dem hormonellen Einfluss des Sympathikus stehen. Es wird für sie deutlich schwieriger, stressfrei neue Eindrücke zu verarbeiten. Um die „Garnitur“ bzw. den „Fundus“ an Geborgenheitsreizen fortlaufend zu erweitern, ist es des Menschen Aufgabe, dem jungen Hund



fortlaufend Lernen zu ermöglichen, ohne dass er die emotionale Kontrolle verliert. Geschieht dies, entsteht im Gehirn eine negative Verknüpfung und das Tier merkt sich die Erfahrung als eine unangenehme, die es zu meiden gilt. Ob ein Verlust des emotionalen Gleichgewichts stattfindet, hängt auch davon ab, welche Erfahrungen der Welpen bisher machen konnte. Stabilität hilft puffern.

Nun geht es nicht nur darum, den „Fundus“ immer weiter auszubauen, sondern auch um die Konfrontation mit Veränderungen. Der Welpen muss z.B. lernen, allein zu bleiben und seine Sozialpartner zu entbehren. Er muss „belastet“ werden, um weiter an Stabilität zu gewinnen. Dieser Entwicklungsschritt passt zeitlich recht gut dazu, dass die Abbildung der Umwelt im Gehirn mit der siebten bis achten Lebenswoche weitgehend abgeschlossen ist. Je reifer es ist, desto flexibler können die Jungtiere auf Unbekanntes reagieren.

Bis zum Alter von viereinhalb Monaten vollzieht sich die sensible Phase, in der sich unter den Hunden soziale Verhaltensmuster und ihre Kombination herausbilden. Die Tiere lernen den Umgang mit Artgenossen und anderen Lebewesen; sie finden heraus, wie sie mit ihrer Umwelt und Sozialpartnern umgehen können. Dabei läuft eine permanente Prägung ab. Man kann sagen, dass die Welpen in dieser Zeit einen wertvollen „Grundstock“ an Erfahrungen anlegen, der zeit ihres Lebens die Basis für alle weiteren Empfindungen darstellen wird.

Die Meinung von Fachleuten gehen bezüglich der Frage, wann ein Welpen sein Zuhause verlassen und in sein neues Heim einziehen sollte, stark auseinander. Es gibt Stimmen, die dafür sprechen, junge Hunde bereits mit sechs oder sieben Wochen abzugeben, weil sie in dieser Zeit entspannt und positiv eingestellt sind und deshalb erstens auch entspannt auf die erste gravierende Lebensumstellung reagieren werden und zweitens die beste Verfassung für alle Horizonterweiterungen mitbringen, die ihnen ihr neuer Besitzer ermöglicht. Das Vertrautmachen mit fremden Hunden, Menschen, Katzen, Bus- und Bahnfahrten, Großstadterlebnissen – auf all das reagieren die Kleinen in dieser Zeit am ehesten neugierig und optimistisch.

Das Tierschutzgesetz verbietet allerdings die Abgabe von Hundewelpen unter acht Wochen. Hier konnten sich jene Wissenschaftler durchsetzen, die der Meinung sind, die Jungtiere bräuchten wenigstens zwei Lebensmonate lang ihre Mutter und die Geschwister, um eine ausreichende emotionale Stabilität zu entwickeln. Der „Fundus“ an Geborgenheitsreizen ist nur unter der Voraussetzung ausbaubar, dass der junge Hund auf genügend Vertrautes zurückgreifen und sein inneres Gleichgewicht wahren kann. Da Hundewelpen häufig bis zur siebten Woche gesäugt werden, gibt es auch aus diesem Grund mehr Befürworter für die Abgabe nicht unter acht Wochen.

Seit einigen Jahren hat es sich in Deutschland weitgehend durchgesetzt, Hundewelpen erst mit 12 Wochen abzugeben. Dies birgt Vor- und Nachteile. Die Züchter müssen einige Wochen länger Zeit und Geld für die Versorgung des Nachwuchses aufwenden. Und nicht immer lässt sich dies dem Kaufpreis zuschlagen. Für die Hunde wie für die neuen Besitzer ist es weniger günstig, ein älteres Tier zu übernehmen, das wenig Gelegenheit hatte, andere Umgebungsreize als die direkte Wohnstatt kennenzulernen. Die manchmal daraus resultierende Umweltscheu tritt dann deutlich stärker zutage als bei einem wesentlich jüngeren Welpen, bei dem der Besitzer durch eigenes Engagement besser „aufholen“ kann.

Der Hund – und damit indirekt auch sein Mensch – kann dann auf keinen besonders großen „Fundus“ an Geborgenheitsreizen zurückgreifen. Ein Vorteil der späten Abgabe liegt andererseits in der länger genossenen Mutterbeziehung des Welpen. Er hat die „Stressphase“, in welcher er unter dem Einfluss des Parasympathikus steht, hinter sich gelassen und wird sich leichter an seine neue Lebenssituation gewöhnen.

Der goldene Mittelweg mag vielleicht in der individuellen Entscheidung liegen, ob ein Welpen sinnvollerweise schon unter 10 Wochen das Heim wechseln sollte oder lieber erst später. Für Spätentwickler, wie sie z.B. unter den Riesenrassen zu finden sind, ist Letzteres sicher eindeutig vorzuziehen.